

Auerthal-Zeitung.

Lokalblatt für Aue, Auerhammer, Zelle-Mösterlein, Nieder- u. Oberpfannenstiel, Lauter, Bockau, Bernsbach und die umliegenden Ortschaften.

Er scheint
Mittwoch, Freitag u. Sonntag.
Abonnementpreis
incl. der 3 wöchentlichen Beilagen vierteljährlich
mit Frangulohn 1 Mk. 20 Pf.
durch die Post 1 Mk. 25 Pf.

Mit 3 illustrierten Beiblättern:
Deutsches Familienblatt, Gute Geister, Zeitspiegel.

Verantwortlicher Redakteur: Emil Hegemeister in Aue (Erzgebirge).
Redaktion u. Expedition: Aue, Marktstraße.

Inserate
die einseitige Copirung 10 Pf.,
die volle Seite 30, 1/2 S. 20, 1/4 S. 6 Pf.
bei Wiederholungen hoher Rabatt.
Alle Postämter und Landbriefträger
nehmen Bestellungen an.

No. 108.

Mittwoch, den 13. September 1893.

6. Jahrgang.

Öffentliche Stadtverordnetenversammlung zu Aue,
Mittwoch, den 13. September 1893, Abends 6 Uhr.

Die Sparkasse der Stadt Aue
ist jeden Wochentag von 8—12 Uhr Vormittags und 2—6 Uhr Nachmittags geöffnet und verzinst die Einlagen mit 3 1/2 Prozent.

Zur politischen Lage.

Gesfden, bekannt als Herausgeber von Kaiser Friedrichs Tagebuch, glaubt nicht an Krieg, trotz Elsaß-Lothringens und Bulgariens, aber auch noch lange nicht an Abkündigung. Wir teilen einige Stellen aus seiner soeben erschienenen Flugschrift mit.

Zunächst empfiehlt Gesfden, den sogenannten Reichsländern ein Ende zu machen in der Weise daß der deutsche Elsaß Baden, daß französische Lothringen aber dem kräftigen Preußen einverleibt werde.

Dah auf diese Weise die Stimmung der Franzosen gegen uns gebessert werde, glaubt Gesfden freilich nicht, denn er erkennt, daß Frankreichs Haß nicht sowohl durch den Verlust an Gebiet, als vielmehr durch den Verlust des „Prestitges“ als mächtigste Nation erregt worden ist.

Wir legen nun einmal nicht wie die Vereinigten Staaten zwischen zwei harmlosen Ländern wie Kanada und Mexiko, und noch niemals ist eine Abkündigung durch Vertrag erfolgt, sondern lediglich aus gebieterischen, wirtschaftlichen Gründen, wie nach 1815, wo die Kriegführenden erschöpft waren. Wenn es inzwischen die Aufgabe der deutschen Politik bleibt, einerseits uns auf den Krieg mit zwei Fronten zu rüsten, andererseits dem Ausbruch desselben vorzubeugen, so bleibt Frankreich gegenüber nur die Haltung, mit fester Wahrung unseres Rechtes freundliche Formen zu beobachten, übrigens aber gelassen zuzusehen, wie es in seinem Saße loht. Jielänger es gelingt den Frieden zu erhalten, desto mehr tritt der Krieg in den Hintergrund, man hat auch 40 Jahre in Paris gerufen: „Kovanehe pour Waterloo“ und was ist daraus geworden?

Sollte es aber wirklich ehrgeizigen oder verblendeten Strebern gelingen, dasselbe in einen Krieg mit Deutschland hineinzureißen, was unwahrscheinlich ist, solange Frankreich hierfür keinen Verbündeten hat, was bis jetzt nicht der Fall ist, dann allerdings bliebe Deutschland nur übrig,

ihm die Macht, uns zu schaden, für immer zu nehmen.

Gegenüber der Wahrnehmung, daß Rußland und Frankreich stets die angreifenden Mächte gewesen, gegen welche ihre Nachbarn sich zu wehren hatten, ist nun für uns Deutsche, gegen die herte vor allem die Spitze dieser Verwicklungen gerichtet ist, weil man uns mit Recht als den Kern des Dreibundes betrachtet, die geschichtliche Tatsache um so wichtiger, als jeder Versuch jener beiden Mächte, zu einem dauernden Bündnis zu gelangen, gescheitert, wenn nicht in sein Gegenteil umgeschlagen ist. Nicht weniger als sechs russische Herrscher, nämlich Peter der Große, Elisabeth, Paul, Alexander I., Nikolaus I. und Alexander II. haben den Plan eines Bündnisses mit Frankreich verfolgt und keinem derselben ist es gelungen dasselbe zu verwirklichen.

Der Nachweis, daß die hier aufgestellte Behauptung begründet ist, bildet den Hauptbestandteil des Gesfden'schen Buches. Dabei kommt der Verfasser u. A. auch auf die Schluppe, die Rußland in Bulgarien erlitten, und auf die dadurch hervorgerufene Verstimmung der maßgebenden Kreise des Zarenreiches. Bald nach der Verschöpfung in Sofia, deren Opfer der Battenberger Alexander war, habe Rußland ein Abkommen mit Italien treffen wollen, demzufolge diesem Triest in Aussicht gestellt wurde, wenn es in einem Kriege Rußlands mit Mitteleuropa der Verbündete des ersteren sein wollte, und Frankreich wiederum versprach den Italienern den Besitz des Trentino. Der italienische Ministerpräsident Depretis ging nicht auf solchen Abber. Frankreich und Rußland aber suchten nun seither auf alle Weise den Bund Italiens mit Deutschland und Oesterreich zu sprengen.

Bekanntermaßen sind es nicht nur Frankreich und Rußland, sondern auch der Vatikan, die alle mit scharfen Augen auf den Dreibund blicken. Gesfden will wissen, daß, wenn die Verträge der Centralmächte mit Italien, abweichend vom deutsch-österreichischen Vertrage, den die Welt

nun kennt, geheimgehalten werden und nach Kalnofs Erklärung, die er im Jahre 1892 in den Delegationen abgegeben, geheim bleiben sollen, der Grund hierfür darin zu suchen sei, daß in jenen Verträgen „Italiens Gebietsstand,“ also auch Rom garantiert wird, und die Veröffentlichung dieser Thatsache die Erbitterung im Vatikan gegen den Dreibund noch steigern würde.“ Für die Wahrung des Vatikan's wird der Dreibund durch das Wohlwollen Englands für Italien entschädigt. Gesfden sieht übrigens für den Fall einer internationalen Verwicklung auch eine bedeutende militärische Hilfsmacht gegen Rußland in der Türkei.

Der Schluß, zu dem Gesfden kommt, ist, daß von einem wirklichen, Dauer versprechenden Bündnisse zwischen Frankreich und Rußland heute so wenig wie in den früheren von ihm ausführlich besprochenen Fällen die Rede sein könne. Auf beiden Seiten tauchten fortwährend Mißstimmungen auf, und es komme immer wieder gegenseitiges Mißtrauen zum Ausdruck. Da überdies Alexander III. persönlich friedliebend sei und gute Beziehungen zu Deutschland unterhalten wolle, sei ein baldiger Ausbruch des europäischen Krieges nicht zu fürchten. Die sicherste Gewähr des Friedens findet Gesfden in der inneren Schwäche des Zarenreiches. Er endet seine Betrachtungen mit folgenden Worten: „Auf alle Fälle aber können die zur Erhaltung des Status quo und des Friedens verbündeten Mächte der Zukunft ruhig entgegensehen.“

Schweiz.

Das „Recht auf Arbeit“, das in die Schweizer Verfassung aufgenommen werden soll, ist mehr als harmlose Phrase. Es bedeutet, daß der Bund die Arbeitszeit je nach Bedarf festsetzen soll, so daß die Arbeitslosen sämtlich Anstellung finden; der Bund richtet ferner einen unentgeltlichen Arbeitsnachweis ein; schließlich zahlt er allen ohne eigenes Verschulden ganz oder teilweise Arbeitslosen eine ausreichende Unterstützung. Schon Luther sagte, daß

(Nachdruck verboten.)

Feuilleton.

Erit Torstenfiöld.

Eine Erzählung aus dem Nordschweden von Catharine Meyer.

(Fortsetzung.)

Hiermit reisten sie wenig befriedigt und mit der festen Ueberzeugung ab, daß ihre Kousine für die Gesellschaft fernherhin nützlich geworden sei.

Ich aber lachte nur herüber. Ich kenne die Gesellschaft besser. Das abenteuerlichste und unternehmendste Weib ist heute noch ebenso das interessanteste und selbständigste, wie vor Tausenden von Jahren.

Ich freilich habe nicht die geringste Sehnsucht, mich jemals wieder in die Polypennazie der Gesellschaft zu fügen, ich will es versuchen, so jung und so lebenslustig ich bin, eine einsame gnädige Frau zu werden und meine nächste Umgebung allein zu beglücken — und ich habe bereits den Anfang damit gemacht, indem ich mit so viel Ruhe und Beyagen, als ich in meiner eigenen Gesellschaft finden konnte, die Geschichte meiner zweiten Liebe nieder schrieb, deren letzten Tag ich heute beende.

Ich glaubte nach diesen für mich so traurigen Erlebnissen mit den Freuden und Genüssen des Lebens vollständig abgeschlossen zu haben und lebte seit Jahresfrist in stiller Bescheidenheit auf meinen Gütern dahin, mich nur den Pflichten einer Gutsherrin widmend.

Aber im Rathe der Götter war es dennoch anders für mich beschieden, ein freundliches Dasein sollte mir noch

einmal wieder blühen und meinen Lebensabend verschönern. Eines Morgens, von einem Spazierritt, den ich fast täglich in der Umgebung meines Schlosses zu machen pflegte, zurückgekehrt, merkte mir mein Kammerwädchen, daß bereits seit einigen Stunden ein Fremder auf mich warte und bringend bitte, vorgelassen zu werden. Sein Name sei Torstenfiöld, er habe in sehr wichtiger Angelegenheit mit der gnädigen Frau zu sprechen.

Ein wahrer Schreck und grenzenlose Angst befiel mich bei dieser Nachricht und mühsam brachte ich nur hervor: Fragen Sie den Herrn, ob er ein Verwandter von Erit Torstenfiöld ist und bitten Sie ihn, mich mit Nachrichten zu verschonen, die mich unbedingt wieder auf's Krankenlager werfen würden.

Während ich mich zur Thür wandte, um mich in mein Schlafzimmer zurückzuziehen und die Toilette zu wechseln, wurde d. gegenüberliegende Thür plötzlich stürmisch aufgerissen, und . . . Erit! Erit! Adelheid! waren die einzigsten Worte, welche zwischen uns gewechselt wurden; dann lagen wir uns in den Armen und mit Tausenden von Küßen besegelten wir unsere innige, treue Liebe.

Geräusche, verschönert durch trautes Beisammensein, flossen uns dahin und Erit konnte es nicht erwarten, bis alle Formalitäten beendet waren, die uns zum ewigen Bunde verketten sollten.

Ueber die Ereignisse vor unserer Bekanntschaft und seit unserer Trennung gaben die sorgfältig geführten Tagebücher Erit's nachfolgende Auskunft: Ich lernte den Grafen Steinburg auf einer Rheinreise im Jahre 1872 kennen. Er war aus Sorrento zurückgekehrt, wo die theuerste Jugendfreundin seinen Antrag, mit ihm eine Verbindung einzugehen, zurückgewiesen hatte. Wir sahen uns zuerst auf einem Rheindampfer. Die Melancholie des völlig vereinsamten Grafen zog mich an. Er suchte seinen

tiefen Herzenskummer in der herrlichen Natur des Rheins zu zerstreuen, während ich seine Schönheiten kennen lernen wollte. Wir reisten ohne irgend einen Plan oder System, unsere Wege aber kreuzten sich oft, so oft, bis wir von Bildern zu Worten, von Worten zur Unterhaltung bis zum gegenseitigen Gefallenfinden übergingen.

Der Graf gestand mir bald den Grund seines Kummer's. Sein ganzes Leben hing an seiner Liebe zu Adelheid Hellwig. Seit Jahren in einem brieflichen Verkehr mit ihr stehend, der an Herzlichkeit und Innigkeit nichts zu wünschen übrig ließ, erfüllte nur ein Wunsch seine Seele, der Wunsch, seine Jugendfreundin heimzuführen. Er kam nach Sorrento, um das entscheidende Wort auszusprechen. Nach jahrelangem Bären hatten seine Eltern ihre Einwilligung zur Ehe mit der mittellosen Bürgerlichen unter der Bedingung gegeben, daß Adelheid ihren Glauben wechselte. Alle Schwierigkeiten schienen beseitigt, es war nicht anzunehmen, daß seine Freundin Bedenken geltend machen würde; er gab sich den schönsten Hoffnungen hin. Doch, wie man weiß, was Unerwartete trat ein. Adelheid Hellwig lehnte den für sie so ehrenvollen Antrag ab. Aus welchem Grunde? Der Graf konnte ihre Einwendungen gegen den nun einmal notwendigen Uebertritt in seine Kirche nicht als aus innerster Ueberzeugung herkommende ansehen, denn die in ihren Briefen so überschwänglich zärtliche Freundin behandelte ihn auch im Uebertritte mit möglichster Kälte. Er hatte diesen Schritt ihr ja schon öfter vor die Seele geführt, ohne daß sie darüber in ihren Briefen eine Entrüstung oder Verstimmung gezeigt hätte. Ihr jetziges Verhalten konnte daher keinesfalls als die alleinige Folge dieses schon oft an sie gestellten Annehmens angesehen werden.

Der Graf, tieftrübt durch diese räthselhafte Wandlung, machte die Damen des P . . . schen Hauses, in deren